

Psychotherapeut 2010 · 55:444–447
 DOI 10.1007/s00278-010-0760-9
 © Springer-Verlag 2010

M.E. Beutel, S. Doering, F. Leichsenring, G. Reich

Psychodynamische Psychotherapie

Störungsorientierung und Manualisierung in der therapeutischen Praxis

Hogrefe, Göttingen 2010. 154 S., ISBN 384092149X, EUR 24,95

Redaktion

B. Strauß, Jena



Falls man einen Text benötigt, der Teilnehmern in Weiterbildung zu psychodynamischer Psychotherapie – tiefenpsychologisch und psychoanalytisch gleichermaßen – in präziser Knappheit und unglaublicher Dichte ein Licht aufstecken soll, warum sie sich mit dem „new look“ der evidenzbasierten Psychotherapie vertraut machen sollen, dann ist dieser 118 Seiten umfassende Text ein Glücksfall.

Vier bekannte Hochschullehrer skizzieren die „Entwicklung von Psychoanalyse und psychoanalytisch begründeten Therapieverfahren“ (Kap. 1) auf 45 Seiten. Selten bekommt man so eine Kurzfassung einer langen, hundertjährigen Geschichte mit den wesentlichen Hauptakteuren geboten.

Die Hinführung zu der in der Medizin allgegenwärtigen Evidenzbasierung in ihrer Relevanz für die Psychotherapie (Kap. 2) geschieht auf 13 Seiten. Argumente für und wider werden aufgezeigt und bewertet. Spezifische psychoanalytisch begründete kritische Sichtweisen

einer störungsbezogenen Betrachtung werden keinesfalls unterschlagen, aber es wird darauf hingewiesen, dass diese letztlich zu dem Mangel an störungsbezogenen psychoanalytischen Therapieverfahren und -studien beigetragen haben. Die differenzierte Darstellung von Labor- und Feldforschung, die Unterscheidung von „Efficacy-“ and „Effectiveness“-Studien, macht deutlich, dass beide Strategien notwendiger Bestandteil einer wissenschaftlich fundierten Psychotherapie sind. Indirekt wird klar, dass für viele sog. evidenzbasierte Therapien, die in dem (berufspolitisch motivierten Katalog der „Task Force on Promotion and Dissemination of Psychological Procedures“ der American Psychological Association (APA) gelistet sind, diese Forderung noch nicht eingelöst ist. Umso erfreulicher wird der Leser bemerken, dass die vielen berufspolitisch aktiven Diskussionen in und außerhalb des Wissenschaftlichen Beirats Psychotherapie etwas bewegt haben. Die leidenschaftliche Kontroverse zur Frage, was den Goldstandard der Therapieforschung ausmacht, hat zu Bewegung in der Sache geführt: Vor dem Hintergrund einer strukturalistischen Konzeption von Theorien und Hypothesen plädieren die Autoren dafür, die Evidenzstufen von „randomized controlled trials“ (RCT) und naturalistischen Studien voneinander zu unterscheiden (S. 56).

Konkrete Ergebnisse der psychoanalytischen Therapieforchung, die m. E. als Oberbegriff verstanden werden sollte, werden auf 20 Seiten in einem historischen Duktus referiert (Kap. 3). Anlehnend an Wallersteins zeitliche Sequenzierung werden 4 Phasen sichtbar gemacht, die sich in der Forschungsquali-

tät deutlich unterscheiden. Der Charme der frühen, störungsspezifisch aufgegliederten Nachuntersuchungen, wie der des Berliner Psychoanalytischen Instituts aus dem Jahre 1930, wurde von den Praktikern der Psychoanalyse nicht gewürdigt. Ob es deren methodischen Mängel waren oder schlicht Desinteresse an harten Daten in der Nachfolge von Freuds Diktum, mag dahingestellt bleiben. Die Darstellung sog. klinisch-quantitativer Studien aus den USA gipfelt in der Schilderung der ambitionierten Menninger-Projektes, das in den fünfziger Jahren konzipiert sowie begonnen wurde und erst 1986 seinen Abschluss mit Wallersteins Monografie *Forty-Two Lives in Treatment* fand.

Mit offenkundiger Genugtuung werden die aktuellen europäischen Studien aus Frankfurt, Heidelberg, Berlin, Göttingen, Stockholm und Helsinki detailliert. Die viele Studien zusammenfassende Metaanalyse zur psychodynamischen Langzeittherapie von Leichsenring u. Rabung verdichtet für den Leser den Eindruck, dass es um die Sache der Langzeittherapie so schlecht nicht stehen kann. Kritische Kommentare, die mehr oder weniger unfreundlich waren, werden jedoch wenig berücksichtigt.

Kosten-Nutzen-Überlegungen werden seit der Studie der Allgemeinen Ortskrankenkasse (AOK) von Dürrssen u. Jorswieck aus den sechziger Jahren aus guten Gründen besonders gewürdigt. Studienergebnisse aus der Berliner Jung-Studie und der Katamnesenstudie der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV) sollen konsistent deutliche Reduktionen von Krankheitskosten nach Langzeitpsychotherapie nach sich ziehen. Im Hinblick auf die beschränkten Stichproben, die aus-

gewertet werden konnten, kann man als kundiger Leser auch Zweifel äußern.

Ein wichtiges Fazit ziehen die Autoren: Die aktuellen europäischen Studien erfüllen zahlreiche Bedingungen moderner Therapieforschung. Allerdings lassen die eingesetzten Messverfahren nur eine ungenügende Differenzierung psychoanalytischer und tiefenpsychologischer Behandlungen zu, was als ein wichtiger Hinweis auf die Notwendigkeit zu werten ist, weitere methodische Entwicklungen voranzutreiben. Strukturveränderungen, sei es mit Operationalisierten Psychodynamischen Diagnostik (OPD)-2 oder den Skalen Psychischer Kompetenzen oder gar mit neurobiologischen Ansätzen, zu erfassen, scheint das Gebot der Stunde.

Der zweite Teil dieses dritten Kapitels berichtet über Wirksamkeitsforschung zu psychodynamischer Psychotherapie anhand störungsspezifischer Behandlungsmodelle und Therapiemanuale. Nun wird etwas Essig in den Wein geschüttet, denn auch die neueren psychoanalytischen Studien erfüllen nur einen Teil der aktuell gültigen Kriterien für empirisch gestützte Psychotherapie (S. 81). Deshalb sei es – bei allen bestehenden Bedenken – aus der Sicht der Autoren unumgänglich, störungsspezifische Behandlungsmanuale zu verwenden, „wenn diese klinische bewährte Form der Psychotherapie auf dem ‚Markt‘ überleben soll“ (S. 81). Der Begriff des „Marktes“ könnte man allerdings etwas ausgiebiger problematisieren.

Um der bekannten Abneigung psychodynamischer Kliniker gegen Manuale entgegenzutreten, klären die Autoren uns dann auf, dass es nicht darum gehen kann, eine Behandlung in zeitlich genau geplanten Schritten schematisch durchzuführen. Vielmehr sollen Behandlungsrichtlinien, d. h. Interventionsprinzipien, Therapieelemente, Therapieziele sowie Indikationen und Kontraindikationen, spezifiziert werden. So betrachtet wäre das 1985 erschienene Ulmer *Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie* (Thomä u. Kächele) das erste psychoanalytische Manual! Und das Dührssen-Lehrbuch von 1972 sowie das 1988 (nicht erst 1995) in Deutsch erschienene *Lehrbuch der analytischen Psychotherapie* von Luborsky wäre auch ein Manual. Die Au-

toren betreiben eine Entängstigung – wie wirkungsvoll diese sein wird, wird sich zeigen.

Nun folgt eine reichhaltige Übersicht über verschiedene Modelle und Behandlungsrichtlinien für psychodynamische Kurzzeittherapie. Für die überwiegende Zahl der Leser dürften die dort aufgeführten Texte böhmische Dörfer sein, was nicht gegen diese Quellen spricht. Die Vielzahl illustriert eher das Bedürfnis vieler kreativer US-Autoren, ihr je eigenes Manual zu verfassen, ohne dass Unterschiede und Gemeinsamkeiten wirklich herausgearbeitet wurden. Da aber das vorliegende Buch den Anfang einer Veröffentlichungsreihe von psychodynamischen Manualen markiert, können wir uns auf viele neue Markenartikel freuen.

Unter dem Stichwort „Wirkfaktoren der Psychotherapie“ erinnern nun die Autoren an ein Fazit der modernen Therapieforschung: Die eingesetzte Behandlungsmethode ist für den Behandlungserfolg von untergeordneter Bedeutung“ (S. 99). Andere Wirkfaktoren, die den Patienten, den Therapeuten und deren Beziehung zueinander betreffen, seien von weit größerer Bedeutung. Also wird nun zurückgerudert. Zu Recht werfen die Autoren die Frage auf, ob solche Ergebnisse nicht zu einer Art therapeutischem Nihilismus in der Psychotherapie führe. Manuale, wie in der geplanten Veröffentlichungsreihe, seien deshalb überflüssig. Sie stellen jedoch die Hypothese auf, „dass ein guter Therapeut neben einer tiefen Selbsterfahrung über schlüssige theoretische Modelle von psychischer Krankheit und Psychotherapie verfügt, Kompetenzen zur Beziehungsgestaltung entwickelt hat und ein breites Repertoire an Interventionsmöglichkeiten mitbringt“ (S. 105). Dies wird dann u. a. an der neu erschienen Oslo-Interventionsstudie zur Relevanz von Übertragungsdeutungen in niederfrequenten psychodynamischen Therapien schlüssig erläutert.

Die abschließende, nachdenkliche Diskussion über Manuale in der psychotherapeutischen Praxis bringt das Für und Wider mit einem Zitat von Helmut Thomä zum Erscheinen des ersten Manuals der übertragungsfokussierten Psychotherapie auf den Punkt: „Dieses Therapiebuch sollte man sich zunächst einprägen und

dann auch wieder vergessen“. Wenn vergessen als ein Übergehen des Gelernten ins implizite Gedächtnis verstanden wird, dann dürfte die Botschaft dieses Ankündigungstextes angekommen sein.

Abschließend werden die Ziele der geplanten Manualreihe erläutert. So geht es v. a. darum, psychodynamische Therapieansätze empirisch abzusichern. Darüber hinaus zielt die geplante Manualreihe auf eine Förderung des kritischen Diskurses innerhalb und außerhalb der psychoanalytischen Therapiewelt. Dazu kommt die Vermittlung von störungsbezogenen Kenntnissen sowie störungsbezogenen Prozess- und Ergebnisstudien.

Ein Vorhaben, dem man nur Erfolg wünschen kann.

Horst Kächele, Ulm-Berlin

Hier steht eine Anzeige.



Hier steht eine Anzeige.

